# Blicke aus dem Stacheldraht.

## Gedanken eines deutschen Kriegsgefangenen über Frankreich und Franzosen.

Von **Rupert Gießler.**

Es ist schon ziemlich bekannt, daß die deutschen Gefangenen in Frankreich keinen Schritt außerhalb der Umzäunung ihres Lagers tun konnten, ohne begleitet zu sein von einem bajonettragenden Franzosen. Während bei den Deutschen allerorts die Gefangenen frei im Bauernhof herumliefen, am Sonntag nachmittag in der Wirtschaft saßen, mußte im Lande der culture der Gefangene selbst auf dem Bauernhof erst den Posten um Erlaubnis fragen, ob er hinter das Haus zum Waschtrog oder zum Kabinett gehen dürfe und wohl ihm, wenn er dann allein gehen durfte. Bei einem solchen Leben — von ganz seltenen Ausnahmen abgesehen —, das ohne jeden Verkehr mit der Außenwelt sich innerhalb des Hauses oder Zaunes dahinschleppte, möchte man wohl meinen, daß die Kriegsgefangenen keine Urteile fällen könnten über Wesen und Art des französischen Landes und seiner Bewohner. Und doch haben die meisten Kriegsgefangenen richtigere Urteile sich gebildet, als manche, die in Friedenszeit dies Land bereist haben. Der Grund liegt einmal darin, daß der Gefangene äußerst scharf sieht. Er, dem ein Tag wie der andere in stumpfer Knechtschaft vergeht, er achtet mit besonderer Aufmerksamkeit auf jede Aeußerung und jedes Geschehen in seiner Umgebung, faßt es eifrig auf und verarbeitet es, erfreut, eine kleine Anregung geistiger Arbeit gefunden zu haben. Dazu kommt, daß der Gefangene viel mehr die unteren und untersten Schichten des Volkes zu beobachten Gelegenheit hat, als es sonst wohl der Fall ist. Und um die Seele eines Volkes kennen zu lernen, darf man nicht die Erscheinungen der Oberfläche als Ausdruck der Volksseele ansehen, besonders nicht bei einem so oberflächlichen Volk wie das französische.

Gar mancher, der das Unglück hatte in Gefangenschaft zu geraten, dachte sich das Uebel weniger groß, wenn er in die Hände der Franzosen fiel. War es doch in Deutschland von allen Schulmeistern und in allen Büchern gelehrt worden, daß die Franzosen ein ritterliches, höfliches Volk seien. Wie falsch diese Meinung ist, wußten die Gefangenen meist schon in den ersten Stunden ihrer Gefangenschaft. Ich will nicht schauerliche Grausamkeiten an dieser Stelle erzählen. Sie sind oft nur Explosionen überhitzter Kriegspsychose gewesen und können als solche nicht zur Beurteilung eines Volkscharakters herangezogen werden. Aber aus kleinen Momenten ist oft deutlicher das zu erkennen, was hier für uns bedeutsam ist. Solch ein Moment war gleich nach der Gefangennahme das Abschneiden der Hosenknöpfe. Diese Handlung — die doch gewiß keine Grausamkeit ist — zeigt klar den niedrigen Charakterzug der Franzosen, den besiegten Feind zu demütigen, sie ist ein deutlicher Beweis für die Unritterlichkeit des französischen Geistes. Und es ist bezeichnend, daß unter den Gefangenen diese Tat sich tiefer eingeprägt hat, als manche Stöße und Hiebe! Und wenn der Gefangene durchs Land transportiert wurde, und Schimpf und Spott, Hohn und Haß auf sich niederprasseln sah, dann war wohl nichts mehr in ihm da vom Glauben an eine ritterliche Behandlung. Mit der Höflichkeit ist's nicht anders gewesen. Wenn wohl auch kein Soldat so naiv ist und glaubt als Gefangener höflich behandelt zu werden, so quillt doch in ihm eine stille Freude auf, und er denkt, daß das Wort von französischer Höflichkeit kein leerer Wahn ist, wenn ein Zivilist sich liebenswürdig naht und anscheinend voll Interesse sich über das Ergehen des Gefangenen erkundigt. Wie wird er aber im nächsten Augenblick grausam enttäuscht, wenn der Zivilist ihm eine unflätige, spöttische Roheit ins Gesicht schleudert und sich lachend ob des gelungenen Scherzes wegwendet. Da blutet dann das Gefangenenherz, daß es so mißbraucht wird und sich im guten Glauben so mißbrauchen ließ. Das ist nicht einem passiert, das mußten die meisten Gefangenen auskosten, denn diese heuchlerische, innerlich gemeine Art ist Franzosenart. Ich will nicht sprechen von den Weibern, die verwundeten Gefangenen ins Gesicht spuckten. Aber manchem brennt heute noch die Wange in Erinnerung an solche Schmähung, und unvergessen ist ein Baustein zu dem Bild, das er sich von französischem Wesen macht, und das so ganz anders aussieht, als er es früher gemeint hatte. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß der Franzose eine ausgesuchte Höflichkeit an den Tag legt, daß sein Benehmen stets elegant und liebenswürdig ist, neben dem der Deutsche plump und hilflos dasteht. Aber das alles sind nur Aeußerlichkeiten, hinter denen Brutalität steht. Die höfliche und zuvorkommende Art ändert sich in dem Augenblick, wo er des anderen nicht mehr bedarf, und sie wird Brutalität, sobald er den andern in seiner Gewalt hat. Mancher Gefangene wurde anständig behandelt, solange er unentbehrliche Dienste leistete, etwa als Dolmetscher oder Spezialhandwerker; brauchte man ihn aber nicht mehr, so wurde er weggeworfen und alle Dienste sind vergessen. Und das ist nicht nur dem boche gegenüber so, der ja als Gefangener an sich nur Sache ist und nicht Mensch, sondern ich konnte dasselbe auf einem großen Gutshof sehen, wo ein tüchtiger französischer Arbeiter vom Hofverwalter in der freundlichsten Weise behandelt wurde, bis eines Tages seine Arbeit getan war — da wurde er ohne Dank davongejagt, obwohl er sich ein Recht erworben hatte, am Hof behalten zu werden.

All diese Erscheinungen sind nur Teile des wesentlichsten Merkmals des ganzen französischen Volkes: der tiefen Kluft zwischen Schein und Sein. Der Franzose ist auf der Oberfläche glänzend, leuchtend, elegant und geistreich — das mag die Liebe so vieler Völker an, auch unseres deutschen Volkes, das sich so leicht blenden läßt. In den Tiefen aber ist er statt glänzend — schmutzig, statt elegant — brutal, statt geistreich — unwissend und leichtgläubig. Ich leugne nicht, daß er auch schöne und wertvolle Eigenschaften hat, von denen ich noch sprechen werde. Ich leugne natürlich nicht, daß das französische Volk hervorragende Geister hervorgebracht hat. Aber ich will sagen, daß seine ganze vielgepriesene culture Oberflächenkultur ist, ja, daß man versucht ist zu sagen, der Franzose habe keine Kultur mehr, nur noch Zivilisation. Denn Kultur muß doch etwas sein, was das ganze Volk erfaßt, was alle Schichten durchwirkt. In den obersten Schichten mag Kultur erscheinen; das war aber der Vorteil des Gefangenen, daß er tief ins Volksleben hineinsah. Wenn wir z. B. die berühmten französischen Toiletteartikel der Weltstadt Paris als überlegen anerkennen, so suchen wir vergebens im französischen Volk ihre Anwendung. Dort sieht es mit der Toilette oder besser gesagt mit der Sauberkeit übel aus. Ich erwähne hierbei, daß meine Betrachtungen sich vor allem auf Südfrankreich erstrecken, Nordfrankreich mit seinem normannischen Einschlag trägt ja einen andern Charakter. In meinem Beobachtungskreis aber war es für einen deutschen Gefangenen eine wahre Lust, in dieser Hinsicht Vergleiche anzustellen zwischen den deutschen Gefangenen und den Einwohnern des Landes. Während von jenen jeder — auch der einfachste Taglöhner — etwas auf sich hielt, sich jeden Morgen wusch, nicht zur Mahlzeit ging, ohne die Hände gewaschen zu haben, blieben die französischen Arbeiter in ihrem Schmutz die ganze Woche hindurch, ja sie staunten uns Gefangene an wegen unserer Sauberkeit, und das Staunen ging bis zu der wohlgemeinten Warnung, die ein französischer Soldat mir gab: das häufige Waschen sei ungesund und schädlich für die Haut. Und doch hätten sie es leichter gehabt, sich rein zu halten, als die Gefangenen, die oft üble Wasserverhältnisse in ihren Lagern und Hütten hatten. Aber um Wasser zu erhalten, standen die oft in langer Reihe vor dem einzigen Wasserhahn in einem Lagervon 600 Mann! Für solche Sauberkeit war eben der Franzose nicht eingerichtet. Denn ihm genügte es, wenn er des Morgens ein Ende seines Handtuchs in den mit Wasser gefüllten Trinkbecher tauchte und damit über sein Gesicht fuhr. Mit Genugtuung stellten wir fest, daß wir auf manchem Bauernhof allmählich nachgeahmt wurden, besonders von den Frauen, die sahen, wie propres die Deutschen waren und dann allmählich selbst des Morgens zum gründlichen Waschen kamen. Denn auch die Frauen hatten das vorher nicht gekannt und wohl nur Sonntags Toilette gemacht. (Und dort vielfach nur Puder auf den Staub der Woche gestreut.) Nicht besser als mit der körperlichen Sauberkeit stand es mit der häuslichen. Ich übergehe den Schmutz, der in den Räumlichkeiten herrschte, die man uns als Unterkunft anbot. Das könnte Böswilligkeit gewesen sein. Nein, auch die Unterbringung der eigenen Landsleute auf den Landgütern und Betrieben war so schmutzig, daß ein deutscher Gefangener sich gescheut hätte, dort zu schlafen. Selbst die Wohnungen der reichen Gutsbesitzer, der Offiziere usw. waren nicht frei von Schmutz und selbst Ungeziefer. Wir Gefangenen hatten unsere Lagerstätten gereinigt, der reiche Gutsherr und seine Gattin schliefen ruhig in ihren Betten, die voller Wanzen waren. Dagegen, wenn sie ausgingen oder ausfuhren, waren sie höchst elegant gekleidet und dufteten von Parfüm. Hierher gehört auch der äußerst niedrige Stand der hygienischen Einrichtungen. So waren Klosettanlagen im Süden recht selten und im Gefangenenlager oft primitivster Art, selbst in guten Häusern spotteten diese Verhältnisse jeder Beschreibung.

Dieselbe Oberflächlichkeit, wie in diesen äußeren Dingen, tritt auch im Geistigen zutage. Wenn man näher hineinsehen konnte, mußte man sich wundern über den Ruf, den Frankreich genoß als das Land der Religiosität. Gewiß, der Ausübung der Religion kommt der Franzose aufs genaueste nach, ja darin geht er oft bis zur Ekstase. Aber die Religion durchdringt sein Wesen nicht. Ihre Sätze gelten ihm für seine Lebensführung nichts. Unser Gutsherr versäumte mit seiner Familie keinen Sonn- und Feiertag die Kirche — unterdessen ließ er aber ruhig, ohne dringende Notwendigkeit, an den höchsten Feiertagen auf seinem Gut arbeiten. Wie sehr auch gerade in Frankreich die Kirchen Kriegshetze trieben, ist wohl bekannt, viel mehr als bei uns hetzten selbst die Priester vom tritolorgeschmückten Altar aus gegen das feindliche Deutschland. Diese Verirrung ging so weit, daß manche französischen Geistlichen es nicht unterlassen konnten, sogar in den Predigten an Gefangene häßlichste Politik zu treiben. Die Ausübung einer richtigen Seelsorge für die Gefangenen war überhaupt bei beiden Konfessionen sehr selten. Welcher Unterschied ist zwischen dem deutschen Priester, der sich um die Gefangenen mühte, die er als Angehörige seines Glaubens zu seinen Pfarrkindern zählte, und zwischen dem französischen Dorfpfarrer, der jahrelang die Gefangen dicht neben seiner Kirche arbeiten sah, ohne auch nur einen Versuch zu machen, ihnen nahezukommen oder sie zur Kirche zu rufen. Welcher französische Bischof hat für die Gefangenen eine Sorge gezeigt, wie der deutsche Bischof von Paderborn oder der Kardinal von Köln? Welche Wesensunterschiede zeigen sich, wenn man an den deutschen Pfarrer denkt, der in der Kirche weinte, weil er den anwesenden Gefangenen in ihrer Sprache kein gutes Wort sagen konnte, und wenn man denkt, daß ohne Priestersegen unsre armen toten Kriegsgefangenen beerdigt werden mußten! Solche Gegenüberstellungen zeigen, daß nicht der Religion diese üblen Handlungsweisen ihrer Diener zuzuschreiben sind, sondern dem französischen Geist, dem auch die Religion nur ein Teil seiner Oberflächenkultur ist. Von dem hierher gehörigen Gebiet der Sittlichkeit zu sprechen, ist wohl kaum nötig. Französische Sittenlosigkeit ist ja sprichwörtlich geworden.

Ebenso sprichwörtlich ist das Wort von der gallischen Unbeständigkeit, das heute noch so wahr ist, wie vor zweitausend Jahren. Es sagt nichts anderes, als was ich bis dahin zu zeigen mich bemüht habe: daß der Grundzug französischen Wesens die Oberflächlichkeit ist. Unter uns Gefangenen galt allgemein der Satz: dem besten Franzosen ist nicht zu trauen! Und in der Tat, nichts war gefährlicher, als sich auf das Wort eines Franzosen zu verlassen. Was an einem Tag gestattet war, das wurde am andern bestraft. Von solcher Launenhaftigkeit ist natürlich kein weiter Schritt zur Falschheit und Treulosigkeit. Darin, daß die Franzosen auch von diesen Eigenschaften ihr gut Teil haben, liegt der Grund zu der leichten Bestechlichkeit, die in Frankreich gang und gäbe ist. Die Korruption ist im kleinen wie im großen anzutreffen, angefangen von dem Bauer, der dem Lageroffizier ein Fäßchen Wein schickt, damit er die Gefangenen nach seiner Willkür arbeiten lassen kann, ohne auf die Vorschriften Rücksicht zu nehmen, bis hinauf zum Minister (man denke an die Hochverratsprozesse!) Mit der Unbeständigkeit des Geistes, die ja auch etwas Gutes an sich hat, da sie nach einem Streit schnell zur Versöhnung führen kann, steht in schroffem Widerspruch eine andere Eigenschaft, die der Franzose mit dem Wort rancune bezeichnet. Sie gestehen es offen ein, daß sie rachsüchtig sind. Dieser Charakterzug entspringt eben aus der anfangs ausgeführten inneren Brutalität. Und so leicht in sonstigen Streitigkeiten das südländische Blut sie vergessen läßt, das vergessen sie nie, wenn sie glauben, ihre Ehre sei verletzt. Das gilt ebenso für die nationale Ehre, wie für die persönliche. Vor allem ist der Franzose auf äußere Ehrung bedacht. Wer darin gefehlt hatte, war auf immer in Ungnade gefallen. Und anderseits wurde manchem eine sonst streng bestrafte Handlung milder angesehen, wenn der Uebeltäter den Herrn Sergeant mit „mon adjutant" anredete. Es ist bekannt, daß es in keinem Monarchenstaat so viele Orden und Bändchen gab, als im republikanischen Frankreich. Und Dünkel hat nur allzuoft eine enge Verbindung mit Dummheit. Nicht, daß ich das französische Volk dumm nennen wollte, im Gegenteil, ich halte es für ein sehr intelligentes Volk, gerade infolge der Leichtigkeit seines Blutes, die eine Leichtigkeit der Auffassungskraft mit sich bringt. Aber diese Gabe ist im Volk so sehr vernachlässigt, daß sie auf dem besten Wege ist, ganz zu schwinden.

Eine Unkenntnis auf allen Gebieten herrscht in den Kreisen des Volkes, die für einen Deutschen unfaßlich ist. Und dieser Punkt ist sehr zu beachten, wenn man über den Fanatismus der Franzosen gegen alles Deutsche spricht. Denn ohne diese Unkenntnis wäre die Verhetzung des Volkes in dem Maße, wie es geschehen ist, gar nicht möglich gewesen. Die weiten Kreise wußten von den Deutschen weniger, als die entsprechenden deutschen Kreise von den Negern. Ueber die politische Gestaltung Deutschlands konnte man die seltsamsten Meinungen treffen: Man wußte nur etwas von einem „kaiser", der seine Untertanen „bedrückte und knechtete", aber wie etwa die Verfassung aussah, wußte niemand und kümmerte auch niemanden. Dann spielte stets eine Rolle der Unterschied zwischen Süd- und Norddeutschland, die sich angeblich tötlich haßten. Ein Gefangener unterhielt sich mit einem französischen Offizier über die Kriegsführungsmethoden und erwähnte dabei die Verwendung der Schwarzen als Kampftruppe der Entente. Der Offizier sagte darauf: Er könnte nicht verstehen, daß die Deutschen dies tadelten, sie verwendeten doch auch die — Bayern! Dies war kein Witz, sondern voller Ernst. In der Wertung der Menschen des fremden Landes wurde dort Ungeheuerliches geleistet. Wenn der Deutsche den Franzosen vielfach als einen besseren Menschen zu Unrecht ansah, so war sein Bild im französischen Volk ein barbarisches nicht nur in bezug auf die Geistesverfassung, sondern sogar auf das Aussehen. Man glaubte, die boches sähen ganz anders aus als die übrigen Menschen. Man muß es erlebt haben, um es für möglich zu halten, daß Leute aus der Stadt auf ein Landgut gingen, um sich dort die boches zeigen zu lassen, die sie nicht erkannten, weil diese sauber angezogen in Sonntagsstimmung aussahen wie andere Menschen. Und es bedurfte mehrfacher Erklärung, daß dies wirklich die gesuchten Deutschen seien. Nicht minder groß war das Erstaunen, daß diese ganz genau so wie sie selbst essen und trinken. Sie hatten geglaubt, sie fräßen wie Tiere. Nur in Frankreich konnte es möglich sein, daß eine ernsthafte Zeitung (Radical von Marseille) einmal einen Artikel brachte, und das im Jahr 1917 noch, worin die Deutschen beschrieben wurden: mit Riesenkinnbacken, unförmigen Händen und Füßen, ausgefransten Ohren usw. (Ich glaube mich richtig zu erinnern, daß der Verfasser ein gewisser Dr. Ernest Laffont war.) Ich meine, auch das geringste deutsche Publikum hätte sich ähnliches nicht bieten lassen. Wie dies eine Beispiel, so kann jeder, der französische Zeitungen im Krieg verfolgt hat, unzählige anführen. Das schlimmste ist aber nicht, daß derartiges geschrieben, sondern, daß es geglaubt wurde. Nicht nur auf diesem Gebiet war es so schlecht bestellt, in allen andern Elementar-Kenntnissen sah es nicht besser aus. Ich frug einmal einen Franzosen, ob er wisse, wo die Dardanellen lägen. „Nun", meinte er, „so etwa zwischen Frankreich und England." Wie wenig selbst in besseren Kreisen ein Vergleich zwischen Deutschland und Frankreich möglich ist, zeigt die geringe Anzahl von Offizieren, die auch nur die Anfangsgründe der deutschen Sprache kannten. Auch englischsprechende Offiziere waren selten. Es kam vor, daß ein deutscher Gefangener als Dolmetscher zwischen Franzosen und Engländer dienen mußte. All diese Unkenntnis erklärt sich einerseits aus der Schulbildung. Dann aber auch wieder aus dem Grundfehler der Rasse: der Oberflächlichkeit. Der Durchschnitt des Volkes nimmt sich keine Mühe auf irgend ein Wissensgebiet näher einzugehen. Deutlich zeigte sich das im Kriege bei der Lektüre der Zeitung, wo die große Masse nur die Ueberschriften — die so großsprecherisch wie möglich waren — beachtete, und sich daraus ein Urteil bildete, ohne mehr gelesen zu haben. Die Journalisten kannten ihre Leser. Was sich die Leitartikler an Uebertreibungen, Schönfärbereien und Vertröstungen leisteten, hätte ein anderer Lesertreis nicht angenommen. Aber in faszinierender Sprache wußten jene wochenlang irgend eine Hoffnung in immer neuer Beleuchtung zu zeigen und damit das ganze Denken des Volkes einzunehmen, und mit Meisterschaft gingen sie über eine getäuschte Hoffnung hinweg, indem sie in dicken Lettern eine neue vormalten, so daß das Volk der trügerischen nicht mehr gedachte. Daneben ist auch eine gewisse Trägheit, die ihnen den Erwerb von Kenntnissen gar nicht begehrenswert erscheinen läßt. Diese Eigenschaft tritt auch in der Arbeit der Franzosen, besonders in der Bewirtschaftung des Landes zutage. Auf diesem Gebiet erläßt ihm ja ein gütiges Klima so manche Arbeit, die der deutsche Bauer leisten muß. Ohne allzu große Arbeit wachsen ja im Süden Wein und Getreide in einem regenlosen, sonnendurchglühten Sommer. Und im allgemeinen baut der Bauer nicht mehr, als zu seinem Lebensunterhalt notwendig ist. Wieviel Land liegt im Süden brach, von dem mancher deutsche Gefangene sich ein Stückchen gewünscht hätte, um damit reich werden zu können. Aber allerdings auch nur mit deutschem Fleiß und deutscher Arbeitsweise. Denn mit der umständlichen und veralteten Methode der Franzosen, würden sie nie auf einen grünen Zweig kommen, erklärten alle unsere gefangenen Bauern. Und wie die Arbeitsteilung unvorteilhaft war, so war es erst recht das Handwerkszeug, das mangelhaft und unpraktisch war. Wo neuzeitliche Maschinen und Geräte vorhanden waren, entpuppten sie sich als deutsche Ware oder amerikanische. Auch von den Gefangenen haben die Bauern manches gelernt, wenn sie nicht zu träge dazu waren. Es war bezeichnend für die Arbeitsleistung ihrer Landsleute, daß die meisten Gutsherrn, wie auch die Arbeitgeber in Fabriken und in Häfen, die deutschen Gefangenen den französischen Arbeitern vorzogen, nicht nur wegen der Billigkeit, sondern auch, weil die Arbeit von den Deutschen zuverlässiger und besser geleistet wurde, wie viele Franzosen offen erklärten.

Es war auf einem großen Landgut in der Camargue unweit Arles, wo ich als Gefangener arbeitete. (Sein Name verdient genannt zu werden: Mas de la Trésorière); dort arbeiteten im kalten Winter 1916—17 auch eine große Anzahl Zivilisten als Rebenschneider. Untergebracht waren hier die Leute in gleicher Weise, wie auf allen Bauernhöfen, die ich gesehen habe. Sie hausten auf dem kalten und schmutzigen Heuboden, als Lager eine Holzbritsche mit einem Strohsack. Selbst der älteste Obertrecht hatte, wie überall, kein anderes Lager, als eins von Stroh in einer Ecke des Stalles mit roher Sackleinwand verhangen. Auf jenem Gut erkrankte einer der französischen Arbeiter und mußte auf seinem kalten Lager liegen bleiben. Niemand kümmerte sich um ihn. Ein einziges Mal hatte der Verwalter (ein Herr Pégoud) ihm in acht Tagen eine Tasse Kaffee geschickt. Das war alles — bis er starb, auf dem kalten Speicher im Stroh . . . Am andern Morgen überzeugte sich der Oberknecht grinsend von dem Tod des Mannes, steckte die Leiche in einen Sack, schnürte ihn zu und ließ ihn so an einem Strick in den Hof hinunter. Unten standen die lachenden Weiber des Hofes und die entrüsteten Gefangenen. Die Leiche wurde auf einen Wagen geworfen und zwei Tage in einer Remise eingeschlossen gehalten, bis sie fortgefahren wurde. So der Vorgang. Ich erkundigte mich nachher doch bei einem intelligenten Arbeiter, ob denn in Frankreich keine Gesetze zum Schutz der Arbeiter, Versicherungen usf. beständen. Er gab mir die klassische Antwort: Gewiß, es gäbe auch so etwas Aehnliches, aber in Frankreich sei das Gesetz ein großer Dreckhaufen! Derselbe Mann, der übrigens in sozialistischer Literatur gut bekannt war, gab mir auch stets zu, daß der französische Arbeiter, trotz der Devise liberté, égalité, fraternité, unvergleichlich viel schlechter sozial gestellt sei, als der deutsche im Reiche des „Tyrannen Guillaume"! Ueberhaupt ist ja in Frankreich der Unterschied der Klassen noch größer als bei uns. Die Grundbesitzer des Südens stehen den vielverschrienen preußischen Junkern keineswegs nach in den schlechten Eigenschaften, wohl aber in manchen guten! Ebenso ist es auch mit dem Militär. Wohl trug das preußische System mehr Starrheit, mehr Kälte in sich, das französische war beweglicher, vielleicht auch freier. Aber keineswegs besser oder gerechter. So kann zum Beispiel in Frankreich jeder caporal (also Gefreiter!) bestrafen, was bei uns nur ein Offizier konnte. Und die französischen Strafen sind nicht gering. Die Behandlung der Soldaten ist keineswegs besser gewesen, als bei uns. Wenn auch vielleicht mancher Offizier liebenswürdiger zum gemeinen Mann ist, als der Durchschnitt der Deutschen, auch das ist nur äußerer Schein. Ganz zu schweigen von den übelsten Blüten des französischen Militarismus, der Behandlung der Kolonialtruppen!

Und trotz alledem, trotz schlimmster sozialer Verhältnisse, trotz Militarismus und trotz strengsten Zwanges im Kriege, hat das französische Volk diesen ungeheuren Krieg durchgehalten. Wie war es möglich, daß bei allen Niederlagen die vier Jahre hindurch Frankreich keine Revolution, keine Kriegsmüdigkeit kennen lernte? In Beantwortung dieser Frage muß auch der unterlegene Gegner dem französischen Volk Bewunderung zollen. Zu erklären ist es aus einer Eigenschaft heraus, die seiner sonstigen Oberflächlichkeit ganz und gar entgegensteht: seinem glühenden Patriotismus, der sein „anzes Wesen in allen Tiefen erfaßt. Nur durch ihn ertrug Frankreich alle Leiden des Kriegs, nur aus der Vaterlandsliebe schöpfte es die Kraft des Heroentums. Es war eine falsche Lehre von der Dekadenz der Franzosen, die ihn schwächlich und feige mache! Wenn die Dekadenz auch in andern Dingen vorhanden ist, an diesem Wesensinhalt französischen Geistes hat sie nicht eingesetzt. Als es galt, das Vaterland zu verteidigen, bot das Land alle Kräfte auf, die noch in ihm ruhten und sie ließen nicht nach bis der Sieg, an den sie immer glaubten, errungen war! Hier ist ein Punkt, wo die Deutschen hätten lernen können! Nicht die Auswüchse des Patriotismus, die bei den Franzosen so häufig zum Chauvinismus und Fanatismus führten, sondern den Kern davon, dieses Sich-Verbunden-Fühlen mit dem Vaterland. Ihnen war dieser Begriff nicht ein außer ihnen stehendes Gebilde, sondern das Wort la France hatte einen tieferen Klang für sie, das war die Gesamtheit aller Franzosen, von der jeder einzelne ein Teil ist. Dazu kommt, daß sie einen unerschütterlichen Glauben an das, was die Regierung sagt, hatten. Es stand bei allen unbedingt fest, daß sie die Angegriffenen waren, nie zweifelten sie daran, daß sie im Recht waren und am Ende siegen würden! All diese Gefühle wurden natürlich gewaltig bestärkt durch den Umstand, daß der Feind in ihrem Lande stand. Ihn daraus zu vertreiben war ein Ziel, das ihre verletzte Ehrsucht wie auch die Liebe zum Lande forderte. Ich habe mit Sozialisten, mit Antimilitaristen und allen möglichen Leuten der verschiedensten Richtungen gesprochen, sie mochten auf ihre Regierung, auf die Kapitalisten usw. schimpfen, wenn wir aber im Gespräch auf den Krieg kamen, dann standen sie alle geschlossen hinter ihrer Regierung. Als einmal im Lauf des Krieges dieser Kriegswille lahm wurde im Frühjahr 1917, wo Regimenter an der Front meuterten und im Lande deutschfreundliche Versammlungen stattfanden, da gelang es Clémenceau, der nicht lange darauf zur Macht kam, bald durch eiserne Gewalt und auch durch äußerstes Betonen der Gefahr, in der das Land stünde, diese Stimmung zu unterdrücken. Und von da an bis zum Ende war das ganze Volk wieder einig im Willen zum Sieg. Nur wer dies Volk nicht kennt, kann von ihm erwarten, daß es sich auflehnt gegen die Gewaltpolitik seiner Machthaber. Nur wer nicht weiß, wie tief der Fanatismus gegen das Deutschtum eingefressen ist, glaubt an eine Volksbewegung zu unseren Gunsten. Es wäre eher eine Revolution in Frankreich zu erwarten gewesen, wenn der Friede für Deutschland zu milde gewesen wäre. Vielleicht, wenn das Volk merkt, daß das, was ihm alles versprochen wurde — L'Allemagne paiera tout! — nicht gehalten werden kann, lehnt es sich auf. Sonst nicht! Oder wo bleibt ein Protest aus französischen Volkskreisen gegen die dem Menschenrecht ins Gesicht schlagende Zurückhaltung der Kriegsgefangenen? Nur zaghaft, nachdem die Deutschen lange genug dazu gedrängt hatten, erhob die französische Sozialistenpartei ihre Stimme, aber mit so wenig Wärme, daß es deutlich war, daß sie es nur aus Gründen des Parteiprogramms tat, nicht aus Anteilnahme am Lose der Geknechteten. Es sind eben die verhaßten Deutschen, um deren Ergehen man sich nicht kümmert. Man mag alles vergessen, was Frankreich in diesem Krieg gegen Deutschland getan hat, die Zurückhaltung der Gefangenen noch ein volles Jahr nach dem Waffenstillstand kann und darf nicht vergessen werden. Denn sie wirft ein furchtbares Licht auf die Geistesverfassung derer, die diese moderne Sklaverei einführten, und derer, die sie schweigend duldeten!

Wenn ich in diesen Ausführungen versucht habe, ein Bild des französischen Charakters zu geben, und wenn dies Bild kein sonderlich schönes wurde, so will ich es am Ende nicht unterlassen, zu sagen, daß ich auch vortreffliche Franzosen antraf, allerdings in einer ganz geringen Zahl. Aber immerhin es gab solche, die gegen uns Gefangene menschlich waren, die sich fernhielten von unsinnigem Deutschenhaß, die auch im übrigen eine hohe Geisteskultur besaßen. Auch will ich nochmals hervorheben, daß das äußere Wesen dieses Volkes viel Anziehendes und Liebenswürdiges an sich hat. So will ich nicht vergessen den guten Eindruck zu erwähnen, den es uns Gefangenen machte, daß restlos alle Franzosen die Leiche eines (sonst im Leben so verhaßten) deutschen Kriegsgefangenen stets grüßten. Es ist das ein kleiner, aber doch recht vorteilhafter Zug. Auch über die Sprache wäre viel zu sagen. Sie ist charakteristisch für die Art der Franzosen in ihrer faszinierenden Leuchtkraft, ihrer Leichtigkeit der Ausdrucksweise und ihrem hinreißenden Klang.

Am Schlusse sei mir nur noch gestattet, zu der Frage Stellung zu nehmen: Was ist denn bei einer solchen Wesensart des französischen Volkes in der Zukunft für uns Deutsche zu erwarten? Darauf kann ich nur antworten: Wenn eine Hoffnung besteht, mit Frankreich in ein menschlich besseres Verhältnis zu kommen, dann kann sie sich nur gründen auf die französische Jugend, die in diesem Krieg in Kampf oder Gefangenschaft die Deutschen kennen gelernt hat. Sie hat einen anderen Geist mit nach Hause gebracht, als er im übrigen, noch vom Revanchegedanken von 1870 her erfaßten Frankreich herrschte. Sie haben den Unsinn, der über Deutschland gelehrt worden war, erkannt und haben im Deutschen Menschen wie sie kennen gelernt, den sie auch achten und verstehen müssen. Auf ihnen kann vielleicht eine bessere Zukunft im Verhältnis von Frankreich zu Deutschland sich gründen, wenn nicht — was allerdings zu fürchten ist — der Siegeslaumel das Gute, das sie im Krieg gelernt haben, vernichtet.

Auf der Kenntnis der Völker nur kann ein vernünftiges Zusammenleben erwachsen. Weil der Franzose den Deutschen nicht kannte, darum war die maßlose Hetze und der Haß gegen uns möglich. Und weil die Deutschen die Franzosen nicht kannten, darum war ein so falsches Urteil über sie möglich und die daraus entspringenden Fehler. Diese Kenntnis des französischen Wesens ausbreiten zu helfen, ist das Ziel dieses Beitrages. Nicht um neuen Haß zu säen, wurden seine schlechten Seiten gezeigt, sondern nur, um vor der Ueberschätzung dieses Volkes zu warnen. Denn Haß predigt kein Kriegsgefangener, der die Auswüchse eines solchen Hasses am eigenen Leib erfahren hat. Aber der Wahrheit zu dienen und damit der Zukunft, wurde hier in großen Linien gezeigt, was die Gefangenen in Frankreich gelernt haben.

# Brüder jenseits des Meeres!

Wir ringen im tiefsten Dunkel um das Licht.
Starr und voll Krampf ist unser bleiches Gesicht.
Brüder jenseits des Meeres, verlaßt uns nicht!
Millionen Väter verschlang der brüllende Tod.
Millionen Mütter und Kinder schreien nach Brot.
Ein jeder Morgen ist grau — und keiner rot . . .
Brüder jenseits des Meeres, reicht uns die Hand:
Wir alle haben dasselbe Vaterland,
Dasselbe Vaterhaus: das steht in Brand! —
Seht unser bleiches, starres, verkrampftes Gesicht!
Seht unsere Not! Kommt, helft! Wir schaffen es nicht!
**Kommt, opfert! — Sagt der Nacht: Es werde Licht!!**

Fritz Kudnig, Danzig.

# Die Stickstoff-Wirtschaft.

Von **Fritz Haber.**

Mit Rücksicht auf den Umstand, daß in Gelehrtenkreisen der Alliierten starke Verwunderung darüber ausgesprochen worden ist, daß dem Prof. Dr. Fritz Haber, Direktor des Instituts für physikalische Chemie in Berlin der Nobelpreis für Chemie für 1918 zugesprochen worden, da er doch durch seine Erfindung soviel zur Vernichtung von Menschenleben im Weltkrieg beigetragen, dürfte der vom Verfasser dem „Berliner Tageblatt" zur Verfügung gestellte Beitrag über das obengenannte Thema, aus welchem hervorgeht, daß die Arbeiten des Gelehrten schon Jahre vor dem Weltkriege begonnen und fast zur Vollendung gelangt waren, in weitesten Kreisen größtem Interesse begegnen.

* * *

Aus Größe und Jammer der Vergangenheit wachsen auf dem Boden von Unkenntnis und Phantasie Mythen, die die schlichten Tatsachen verdecken. Auf dem Gebiete des Stickstoffs, auf dem ich die Entwicklung aus der Nähe miterlebt habe, will ich mit einigen Worten den Gang der Dinge schildern.

Die Aufgabe, Ammoniak oder Salpetersäure, also gebundenen Stickstoff, aus dem Stickstoff der atmosphärischen Luft zu erzeugen, ist vor zwei Dezennien wichtig geworden, als die Befürchtung einer in absehbarer Zeit bevorstehenden Erschöpfung der chilenischen Salpeterlager bei ernsthaften Leuten auftam. Ein Teil des Bedarfes konnte durch die Kokereien gedeckt werden, deren Einstellung auf Gewinnung des bei der Destillation der Kohle entstehenden Ammoniaks, in Deutschland schon längere Zeit vor dem Kriege fast vollständig durchgeführt, in anderen Ländern in rascher Entwicklung begriffen war. Aber der Bedarf war aus dieser Quelle allein nicht zu decken. Es fanden sich dann ziemlich rasch hintereinander drei Lösungen: nämlich die Vereinigung des Stickstoffes der Luft mit ihrem Sauerstoff mit Hilfe des Flammenbogens, um die insbesondere zwei Norweger, Birkeland und Eyde, Verdienste haben. Dann die Bindung des Luftstickstoffes durch heißes Kalziumkarbid als Kalkstickstoff, die wir unseren Landsleuten Frank und Caro verdanken, und schließlich die Vereinigung von Stickstoff und Wasserstoff zu Ammoniak, die heute in Oppau und Merseburg von der Badischen Anilin- und Sodafabrik dank der Leistung des Direktors Dr. Bosch in sehr großem Maßstabe durchgeführt wird.

Der gebundene Stickstoff ist für einen intensiven Betrieb der Landwirtschaft als Düngemittel unerläßlich. Er ist ferner die Quelle unserer wichtigsten chemischen Steinkohlenteererzeugnisse und die Grundlage für Pulver und Sprengstoffe. Farbstoff-Industrie und Bergbau-Betrieb können ihn nicht entbehren.

Als der Krieg ausbrach, war Salpeter in Deutschland für Munitionszwecke nur auf wenige Monate vorhanden. Seine Erzeugung aus Luft mit Hilfe des Flammenbogens erforderte Neu-Anlagen, die in der verfügbaren Zeit in dem nötigen Umfang schlechterdings nicht zu schaffen waren. Die einzige Möglichkeit bestand in der Umwandlung von Ammoniak in Salpeter. Die brauchte nicht neu gefunden zu werden. Sie war bekannt, und stand sogar in einer kleinen, nach Wilhelm Ostwalds Vorschlage, errichteten Anlage im Kohle-Revier seit längerer Zeit im Betriebe. Unabhängig davon hatten unsere großen chemischen Fabriken, insbesondere die Badische Anilin- und Sodafabrik, den Umwandlungsprozeß im Versuchsmaßstabe gründlich studiert. Dies Studium war eine Folge der ins Jahr 1909 zurückgehenden Aufnahme der Ammoniakdarstellung aus Stickstoff und Wasserstoff gewesen. Das Ammoniak wird dabei als ein Gas erhalten, das für die wichtigsten Großverwendungen, insbesondere für die Zwecke der Landwirtschaft, die im Umfange des Bedürfnisses von jeher alle anderen Abnehmer weit übertrifft, erst durch Vereinigung mit einer Säure zu einem festen Salze brauchbar wird. Die Kokereien, in deren Rahmen die chemischen Betriebe sich nicht